

Eingebornen, der Missionen und der Forschungsreisen, Beschränkung der Einfuhr von Feuerwaffen. Zur Durchführung dieser Maßregeln wurde ein internationales Bureau zu Sansibar errichtet und dem Kongostaat zur Aufbringung der Mittel Einfuhrzölle bis zur Höhe von 10% des Werts gestattet. Trotz aller dieser Maßregeln bleiben immer noch Lücken, durch die die Sklavenhändler noch viel mehr als die Mädchenhändler in Europa entwichen können. Frankreich gestattete nur ein beschränktes Durchsuchungsrecht (ebenso die Vereinigten Staaten). Der Menschenhandel vollzieht sich in den Formen von freien Dienstverträgen. Neger, chinesische und indische Kulis, polynesische Kanaken werden immer noch verhandelt, wenn auch nicht mehr wie im früheren Umfang. Eine lebenslängliche Verdinung gehört in den meisten Staaten nicht zur Unmöglichkeit. Für das Deutsche Reich hat das B.G.B. § 624 die Möglichkeit damit beseitigt, daß es den Verpflichteten ein Kündigungsrecht nach 5 Jahren einräumte, sobald ein Dienstverhältnis auf mehr als 5 Jahre geschlossen wird. Ein eignes Gesetz von 1895 (28. Juli) stellt den Sklavenraub und den Sklavenhandel unter strenge Strafen.

Gesetzlich hat die Sklaverei in allen gebildeten Staaten aufgehört, aber faktisch unterscheiden sich viele Zustände wenig von den alten. Besonders in Nordamerika stehen die Schwarzen und Gelben durchaus nicht auf gleicher Stufe mit den Weißen. Ja es ist geradezu ein gewisser Rückschlag eingetreten gegen die früher humane Begeisterung für die Neger. Freilich stimmt das zusammen mit den elenden Arbeiterverhältnissen. Doch dürfen sich auch die Engländer und Deutschen nicht allzusehr in die Brust werfen; sie haben in ihren Kolonien genug gesündigt.

Literatur. Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité (3 Bde, Par. 2 1879); P. Allard, Esclaves chrétiens (ebd. 1895, 2 1900); Ingram, History of Slavery and Freedom (Lond. 1895; deutsch von Katscher 1895); G. J. Nieboer, Slavery as an Industrial System (ebd. 1900); Létourneau, L'évolution de l'esclavage dans les diverses races hum. (Par. 1896); Ebeling, Die S. von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (3. Aufl., 1889); Langer, Die S. in Europa während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, in Wissenschaftl. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Dautzen (Ostern 1891); Margraf, Kirche u. S. (1865); Viot, De l'abolition de l'esclavage ancien en Orient (Par. 1840); Steinmann, Sklavenlos u. alte Kirche (1910); Du Bois, Suppression of African Slave-trade 1638/1870 (Lond. 1896); Kapsel, Gesetzgebung der Kulturstaaten zur Unterdrückung des afrikan. Sklavenhandels (1895).

[Grupp.]

Smith, Adam (1723/90), der hervorragende schottische Moralphilosoph, ist eine der meistgenannten Figuren in der Geschichte der Nationalökonomie. Trotzdem ist sein wissenschaftliches Charakterbild sowohl wie die Erkenntnis seiner Bedeutung für die Entwicklung der Sozio-

logie und nicht minder der volkswirtschaftlichen Verhältnisse in der konventionellen Schätzung durch mancherlei Vorurteile entstellt. Noch immer wird er von den einen als der Vater des Manchester-tums und des radikalen Freihandels, von den andern als Vorläufer und Pionier des Margi-nismus in Anspruch genommen, obwohl das letzte Jahrzehnt gesichertes Material zu seiner objektiven Beurteilung in genügender Fülle beigebracht hat. Unbestritten aber ist, daß er als der eigentliche Begründer der modernen nationalökonomischen Wissenschaft zu gelten hat, die er einerseits zum erstenmal ziemlich genau von den andern Diszi-plinen abgegrenzt, und der er andererseits so sehr den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, daß er sie mit gleichem Einfluß auf Theorie und Praxis fast ein Jahrhundert beherrscht hat. Vor und nach Smith, so teilt sich — es mag dahingestellt bleiben, ob verdient oder unerdient — die Nationalökonomie ein.

1. **Lebenslauf.** Adam Smith stammt aus zwar sozial gehobenen, aber materiell nicht gerade glänzend situierten Bürgerkreisen. Sein Vater gehörte als Advokat zur Körperschaft der Writers of the Signet in Edinburgh und brachte es bis zum Judge Advocate (etwa Generalauditeur) für Schottland. Das hinderte ihn aber nicht, die Stelle eines Privatsekretärs des Earl of London, Ministers für Schottland, anzunehmen, der ihm dann 1713 den Posten des Zollkontrolliers in der kleinen Hafenstadt Kirkcaldy am Nordufer des Firth of Forth verschaffte. Als einziges Kind der zweiten Ehe seines Vaters mit Margarete Douglas aus Strathendry wurde unser Adam Smith am 5. Juni 1723, einige Monate nach dem Tod des Vaters, in Kirkcaldy geboren. Die Mutter, welcher er eine innige Liebe entgegen-brachte, und mit der er bis zu ihrem im Alter von 90 Jahren erfolgten Tod zusammenlebte — er selber war nie verheiratet —, ließ dem Knaben eine sehr sorgfältige Erziehung zuteil werden. Den ersten Unterricht genoß er auf der Lateinschule seiner Vaterstadt, dann kam er, erst 14 Jahre alt, an die Universität Glasgow, wo eben das finstere und starre Puritanertum zurückgebrängt wurde. Francis Hutcheson, der irische Moralphilosoph, ein liebenswürdiger Vertreter der Gefühlsmoral mit dem Prinzip des angeborenen moral sense, war der Stern, der den jungen Smith vor allem anzog; und es ist kein Zweifel, daß dieser Lehrer für die Grundrichtung seiner Ideen in erster Linie bestimmend gewesen ist. Im Jahr 1740 erhielt er aus der Snellstiftung ein Stipendium zum Studium an der englischen Universität Oxford, wo er als Mitglied des Balliolkollegs, vielfach kränkelnd, sechs Jahre hindurch hauptsächlich humanistische Studien (Literatur, Mathematik, auch etwas Naturwissenschaft und Theologie, haupt-sächlich aber Philosophie) trieb. In die Heimat zurückgekehrt, suchte er, da er sich zum Kirchen-dienst nicht entschließen konnte, längere Zeit ver-

geblück nach einer Stellung, bis er 1748 eingeladen wurde, in Edinburgh Vorträge über englische Literatur zu halten. Das tat er drei Winter hindurch und behandelte in seinen Vorlesungen auch Rhetorik, Ästhetik und allgemeine Literaturgeschichte. Dabei hatte er Gelegenheit, seine Liebe zur schönen Literatur praktisch durch die Herausgabe der Dichtungen des schottischen Poeten Hamilton of Baugour, der wegen seiner jakobitischen Gesinnung ins Ausland hatte flüchten müssen, zu betätigen. Schon damals hat er auch über Nationalökonomie gelesen, so daß er sich noch später auf das bereits 1749 verfaßte Manuscript zum Beweis dafür berufen konnte, daß er schon damals den Grundriss der wirtschaftlichen Freiheit vertreten habe. Zu jener Zeit wurde Smith auch mit Hume bekannt, der damals an seinen Essays of Political Economy arbeitete. Die Edinburgher Vorträge erwarben Smith einen solchen Ruf, daß er 1751 auf den erledigten Lehrstuhl für Logik an der Universität Glasgow berufen wurde. Bereits im folgenden Jahr rückte er in die angesehenere Professur für Moralphilosophie ein, die er bis 1764 inne hatte. Einer seiner Schüler, der spätere berühmte Jurist Millar, schildert Smiths Lehrtätigkeit folgendermaßen: „In der Logik ging er vom Programm seiner Vorgänger ab und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Zöglinge auf interessantere und nützlichere Gegenstände, als sie die alte Logik und Metaphysik der Schulen bot. Nach einer kurzen Übersicht über die alte Lehre von den Seelenvermögen teilte er aus der alten Schullogik so viel mit, als nötig war, die Neugier nach dieser künstlichen Denkmethode zu befriedigen, und widmete den Rest der Zeit der Rhetorik und der schönen Literatur. Da man die Seelenkräfte am besten kennen lernt, wenn man beobachtet, wie sie sich in Worten äußern, so gibt es für die Jugend keinen bequemeren Eingang in die Philosophie als die Betrachtung von Literaturwerken, die Unterhaltung und Überredung zum Zweck haben. Das Venium der Moralphilosophie teilte er (damit dem Brauch seiner Zeit folgend) in vier Teile: 1. Natürliche Theologie; 2. Ethik; diesen Teil hat er im ersten seiner beiden berühmten Werke veröffentlicht (Theory of moral sentiments); 3. das Recht. Nach einem Überblick über das positive Recht zeigte er, wahrscheinlich von Montesquieu angeregt, wie sich die Rechtsformen vom rohesten Zustand stufenweise bis zum vollkommensten entwickelt haben, und wie die Künste, welche die Erwerbung des Lebensunterhalts und die Vermehrung der Gütermasse befördern, entsprechende Änderungen und Verbesserungen im Recht und in den Staatsverfassungen zur Folge haben. Im 4. Teil endlich erörterte er solche Maßregeln, die vom Staat getroffen werden nicht nach Rechtsgrundsätzen, sondern um des Nutzens willen, und die darauf berechnet sind, seinen Reichtum und seine Macht zu vermehren. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete er Handel und Ge-

werbe, Finanzen, kirchliche und militärische Einrichtungen, kurz, die Gegenstände seines zweiten Hauptwerks (Wealth of Nations). Bei keiner andern Tätigkeit kam Smiths Begabung in dem Maß zur Geltung wie in dieser akademischen.“ Aufzeichnungen der Glasgower Vorlesungen durch einen Zuhörer sind 1896 durch Edwin Cannan unter dem Titel Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms, delivered in the University of Glasgow by Adam Smith, reported by a Student in 1763 veröffentlicht worden. Während der Glasgower Zeit entstand die Schrift A Dissertation of the Origin of Languages (der Titel lautet in den verschiedenen Ausgaben übrigens verschieden), die allerdings erst später veröffentlicht wurde als die 1759 erschienene erste seiner Hauptchriften, und zwar als Anhang zur 2. Auflage dieser, nämlich The Theory of Moral Sentiments (Theorie der sittlichen Empfindungen), die, mag auch der „Reichtum der Nationen“ bekannter sein, am meisten seinen eigentümlichen Geist atmet. Hatten schon seine Vorlesungen viele Lernbegierige nach Glasgow gezogen, so begründete die Herausgabe der Theorie der sittlichen Empfindungen Smiths Ansehen und Ruhm in ganz Großbritannien und machte seinen Namen auch im Ausland bekannt. Dieses Werk, von dem bereits 1760 eine zweite Auflage nötig wurde, verschaffte ihm Beziehungen zu den ersten Größen seiner Zeit und brachte ihm 1761 bei seiner ersten Reise nach London manche Ehrungen und 1762 die Ernennung zum Doctor Legum durch die Universität Glasgow ein. Trotzdem sollte seine dortige Lehrtätigkeit, an der er nicht besonders geübt zu haben scheint, nicht mehr lange dauern. Auf Empfehlung des Ministers Townshend erging im Herbst 1763 an Smith das Anerbieten, den jungen Herzog Buccleugh auf einer Ausbildungsreise in das Ausland zu begleiten; und er zögerte nicht, im Interesse der Erweiterung seiner eignen Anschauungen das auch materiell recht glänzend ausgestattete Anerbieten anzunehmen. Im Februar 1764 legte er zum Bedauern der Fakultät, die ihm ein ehrenvolles Anerkennungszeugnis ausstellte, seine Professur nieder und reiste mit seinem Schützling zunächst nach Paris, um sich von da zu anderthalbjährigem Aufenthalt nach Toulouse zu begeben, wo er sich mit französischem Geist und französischer Sprache vertraut machte; von dort wurde die Reise fortgesetzt über Südfrankreich nach Genf, wo man zwei Monate blieb (flüchtige Berührung mit Voltaire, den Smith geschätzt zu haben scheint); am Weihnachten 1765 kamen die Reisenden wieder in Paris an, um sich dort noch etwa zehn Monate aufzuhalten, die der mit Rücksicht auf seine bereits ins Französische übersehte Theorie der sittlichen Empfindungen und die Empfehlungen seines Freundes Hume sehr zuvorkommend aufgenommene Smith zu lebhaftem Verkehr mit den dortigen Spitzen der literarischen Welt, namentlich den Hauptvertretern der Philo-

sophie und Nationalökonomie benutzte; als wichtigste dieser Pariser Bekanntschaften müssen die mit Turgot und vor allem mit Quesnay, dem Haupt der Physiokraten, bemerkt werden. Daß Smith die sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse der bereitesten Länder mit offenen Augen beobachtet hat, gibt sein späteres Hauptwerk, zu dem der Plan längst gefaßt war, genügend fund. Am 1. Nov. 1766 traf Smith wieder in England ein, nahm jedoch sein Lehramt wieder an, sondern widmete sich die nächsten Jahre in aller Stille der Abfassung seines großen nationalökonomischen Werks, das seinen Namen unsterblich gemacht hat. Die nächsten sechs Monate blieb er noch in eifriger literarischer Tätigkeit in London und lehrte dann zu seiner Mutter nach Kirkcaldy zurück, wo er mit kurzen Reiseunterbrechungen ein fast zehnjähriges emsige Stillleben führte. Lang zögerte er mit der Herausgabe des Werkes; und es wird nicht bloß seine zunehmende Kränklichkeit gewesen sein, die ihn dazu veranlaßte, mehr wohl noch das Bestreben, durch sorgfältige Beobachtung wichtiger Einzelerscheinungen des Wirtschaftslebens das Manuskript möglichst zu vervollkommen. Vielleicht wäre die Veröffentlichung noch mehr hinausgeschoben worden, wenn aus dem Plan, ihn zum Mitglied einer Kommission zur Prüfung der Geschäftslage der Ostindischen Kompagnie zu ernennen, etwas geworden wäre; jene Kommission kam jedoch infolge des Einspruchs der Regierung nicht zustande. Endlich gab Smith dem Drängen seiner Freunde nach, und am 9. März 1776 erschien das bereits 1759 verheißene und 1764 begonnene Werk über den Reichtum der Nationen (besser würde man wohl übersetzen, den Volkswohlstand) in zwei Quartbänden unter dem Titel: *An Inquiry into the Causes and Nature of the Wealth of Nations*. Das Buch wurde, von einzelnen Kritiken, wie der von Anderson, dem Urheber der nach Ricardo benannten Grundrententheorie, von Bentham und Bohnall abgesehen, mit fast enthusiastischem Beifall aufgenommen und erlebte bereits im folgenden Jahr eine zweite Auflage. Seine letzten Lebensjahre verbrachte nun Smith in äußerlich glänzenden Verhältnissen, aber vielfach von körperlichen Altersbeschwerden heimgegriffen. Vielleicht in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen, möglicherweise auch aus Dankbarkeit für seine theoretischen Verdienste um die Staatsfinanzen und wohl auch auf die Empfehlung des Herzogs von Buccleugh hin ernannte das Lordkanzleramt den Whig Smith im Jahr 1778 zum Mitglied der Edinburgher Zollkommission, was dessen Übersiedlung nach Edinburgh bedingte, wo er bis zu seinem Tod in behaglichen, unabhängigen Verhältnissen und allgemein hochgeehrt lebte. Denn als Zollkommissar hatte er quasi eine Einkure, aber ein verhältnismäßig fürstliches Einkommen. Eine besondere Ehrung, die ihm zuteil ward, war, daß er für 1788 zum Lord Rektor der Universität Glasgow

gewählt wurde. Im übrigen war er neben den leichten Pflichten seines Amtes unablässig literarisch tätig, indem er an einem Werk über Literaturgeschichte und vor allem an einer großangelegten Darstellung der allgemeinen Rechts- und Staatslehre arbeitete. Doch ließ er kurz vor seinem Tod alle diese Manuskripte verbrennen; die nicht verbrannten Abhandlungen, haben seine literarischen Testamentvollstrecker Black und Hutton 1795 unter dem Titel *Essays on Philosophical Subjects* (gewöhnlich falsch zitiert als *Posthumous Essays*) mit einer biographischen Einleitung von Dugald Stewart veröffentlicht. Adam Smith starb am 17. Juli 1790 und wurde auf dem Canongatekirchhof in Edinburgh beigesetzt. Nicht nur als Gelehrter, auch als Mensch war er ausgezeichnet; und es mag zu seiner Charakteristik genügen, wenn Macintosh einmal äußert: „Ich habe Smith oberflächlich, Ricardo gut, Malthus intim gekannt; ist es nicht ein gutes Zeugnis für eine Wissenschaft, daß ihre drei größten Meister die besten Menschen gewesen sind, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe?“

2. Grundideen. Smith ist im allgemeinen mehr als Nationalökonom bekannt; und sein Welt- ruhm beruht vor allem darauf, was er an volkswirtschaftlichen Erkenntnissen der Nachwelt er- rungen. Und doch war er in erster Linie, ja im Grund eigentlich immer Moralphilosoph, Ethiker; jedenfalls ist sein nationalökonomisches System nicht völlig zu verstehen und gerecht zu beurteilen ohne Einsicht in seine philosophischen Grundlagen. Der „Vater der Nationalökonomie“ ist ein wichtiges, ja integrierendes Glied in der Kette jener englisch-schottischen Philosophie des 18. Jahrh., die sich vom Standpunkt des Empirismus aus vorzugsweise mit ethischen Fragen befaßte, und die gerade dem emsigen Forscherförm, der weitblickenden, überlegenen Weltbetrachtung und der sein differenzierender Beobachtungsgabe Adam Smiths eine so beträchtliche Förderung verdankt. Der Geist dieser der Theologie feindlichen Philo- sophie war kritisch, empiristisch, parallel der durch die moderne Naturwissenschaft begründeten mecha- nistischen Weltanschauung. Im Grund war den Vertretern dieser Weltanschauung das ganze Weltall nur eine gewaltige Maschinerie, die, nachdem ihr Bildner sie in Gang gesetzt, sich selbst regulierend weiterläuft. Und jene britischen Moralphilosophen führten diesen Grundgedanken nur weiter, indem sie versuchten, auch die Menschenseele und die menschliche Gesellschaft in diesem Maschinengebiete unterzubringen und die Gesetze oder Triebfedern aufzufinden, die ihren Gang regulieren. Ihr Ver- fahren war entsprechend der von Bacon begründeten Methode empirisch, ihre einzige Erkenntnisquelle die Erfahrung. Ihr Ziel war nicht eigentlich, zu zeigen, wie der Mensch handeln soll, also nicht Pflichten aufzustellen, sondern vielmehr aus der Erfahrung zu ermitteln, wie der Mensch tatsä- chlich handelt, und wie er dazu kommt, so zu

handeln. Trotzdem ist die Methode dieser Philosophen, die Adam Smiths eingeschlossen, kein eigentlich induktives Verfahren zu nennen. Ihnen sind die geschichtlichen Tatsachen und die aus dem Leben geschöpften Beobachtungen nicht der Ausgangspunkt, von dem sie zu den von ihnen aufgestellten allgemeinen Wahrheiten oder Behauptungen emporsteigen. Sie dienen ihnen nur dazu, die in den sittlichen Handlungen und wirtschaftlichen Erscheinungen ihrer Ansicht nach tätigen Kräfte und die Motive des menschlichen bzw. gesellschaftlichen Handelns in Bezug auf ihre Besonderheit und Wirkungsweise zu erkennen. Erst aus der Erkenntnis dieser Kräfte und Motive, die immerhin etwas spekulativ Erarbeitetes sind, leiten sie ihre allgemeinen Wahrheiten ab, während die Erfahrungsstatistiken mehr zur Illustration und zur Befräftigung der aufgestellten theoretischen Sätze dienen. Das theoretische Prinzip aber, aus dem letzten Grundes die moralischen und gesellschaftlichen Erscheinungen von diesen Philosophen gebedeutet wurden, war die Annahme einer ursprünglichen, angeborenen Einrichtung oder Neigung der Menschennatur, die von selbst, falls sie nur nicht von außen gestört wird, die selbststättigen und altruistischen Triebe ausgleicht — also eine Art prästablierter Harmonie auf sittlichem Gebiet. So war es schließlich doch wieder nur ethischer Sensualismus bzw. Sozialutilitarismus, wie ihn namentlich Shaftesbury ausgebildet hat. Dieser nimmt in der Menschennatur soziale (sympathische), egoistische (idiotische) und unnatürliche (menschenfeindliche) Triebe an; letztere sind immer sittlich schlecht, die gefelligen immer gut, die selbstlichen aber gut oder böse, je nachdem sie den sozialen widersprechen oder nicht; in der Harmonie zwischen den sozialen und egoistischen und dem Ausschluß der bössartigen Neigungen besteht nun die Sittlichkeit. Nach Hutcheson liegt nun in dem Menschen selbst das angeborene instinktive Vermögen, der „moralische Sinn“ (oder wie wir sagen würden, das Gewissen), Recht und Unrecht, Gut und Böse unmittelbar zu empfinden, und zwar so, daß er von diesem angenehm, von jenem unangenehm berührt wird; es ist also eine uninteressierte Sympathie mit dem Nächsten, die dazu treibt, das Gute, den Sieg der uneigennütigen Liebe über die Selbstsucht zu billigen; und dieser moral sense ist nicht nur subjektives Erkenntnisprinzip des Guten und Bösen, sondern auch nächste Norm. Letzten Endes nicht so sehr verschieden von dieser Gefühlsmoral ist die Nützlichkeitsmoral Lodes und Humes, die besagt: die Einsicht in die Nützlichkeits sittlicher Handlungen erzeugt Wohlgefallen an ihnen, also moralische Neigungen; danach wäre also die wohlverstandene Selbstliebe das oberste Moralprinzip. Alle diese Grundgedanken seiner Vorgänger benutzte nun Smith als Unterbau zu seinem viel einseitlicher und gefälliger durchgebildeten System, indem er sie unter Verwendung einer Fülle scharfsinniger

und psychologisch-feiner Beobachtungen teils ver-schmilzt teils weiter bildet, letzteres insbesondere durch Herausarbeitung des Moralprinzips des Mitgeföhls, der Sympathie, von dem weiter unten noch näher die Rede sein wird. Als Grundzüge seiner moralphilosophischen sowohl als national-ökonomischen Anschauungen, die ihm mit jener ganzen empirisch-sensualistischen schottischen Philosophie gemeinsam sind, seien also schon jetzt folgende als Konsequenzen der mechanistischen Auffassung des Universums und des Weltgeschehens festgestellt. Aus allem leuchtet bei ihm hervor ein hoher Optimismus. Er sieht in allen Erscheinungen und in den sie bedingenden Kräften eine vollkommene Zweckmäßigkeit und planvolle Ordnung, die letzten Endes bis zu ihrer Auswirkung kommt, mag das Geschehene zunächst auch noch so unvollkommen und unbedeutend scheinen: alles dient schließlich unfehlbar höheren allgemeinen Zielen. Sofern man also nur dieser natürlichen, sich selber regulierenden Zweckmäßigkeit ihren Lauf läßt, ist die Wohlfahrt des einzelnen sowohl wie der Gesamtheit gesichert. Das Böse, das Unangenehme, das Schädliche tritt also nie von selbst ein, sondern muß von außen her eigens verursacht werden. Glück ist überall da, wo es nicht gestört oder gehemmt wird; schon die Abwesenheit des Ungünstigen garantiert einen befriedigenden Zustand, so daß schließlich Glück und Wohlfahrt nicht etwas Positives, sondern nur das Freisein von Leiden wären. Bei dieser Ansicht von individuellem Glück kann es nicht wunder nehmen, daß Smith auch in seiner Volkswirtschaftslehre von der Anschauung ausgeht, zum Gelingen der gesellschaftlichen Organisationen sei nicht so sehr die positive Förderung durch die sozialen, also konkret die staatlichen Organe erforderlich als vielmehr die Fernhaltung aller Hemmnisse von den Rädern des gefelligen Triebwerks. Und aus alledem resultiert dann die Forderung der Freiheit: man braucht nur die Kräfte des Menschen sich frei entfalten zu lassen, und er wird sittlich handeln; man lasse die wirtschaftlichen Kräfte sich ungehemmt auswirken, und die Wohlfahrt der Gesellschaft ist gesichert, denn auch zwischen dem Privatvorteil und dem Gemeinwohl besteht jene prästabilierte Harmonie. Dieser Optimismus, diese Annahme einer natürlichen Zweckmäßigkeit, dieser Glaube an den Segen der individualistischen Freiheit lagen der ganzen Lehrtätigkeit Adam Smiths zugrunde, deren Plan und Systematik noch zu zeichnen wäre. Die Moralphilosophie, die er zu behandeln hatte, umfaßte zu seiner Zeit Fächer, die heute längst selbständige Disziplinen sind; nach der damals gebräuchlichen Einteilung gehörten zu ihr: 1) die natürliche Theologie, 2) die Ethik, 3) das Naturrecht und 4) die Politik. Den zweiten und vierten Teil hat Smith in seinen beiden großen Werken dargestellt; auf den dritten bezog sich ein Teil der vor seinem Tod vernichteten Handschriften; über natürliche Theologie, die ihm

auch nicht besonders gelegen haben dürfte, hat er nichts hinterlassen.

3. *Moralphilosophie.* Smith geht in seiner Theorie der sittlichen Empfindungen von dem Gedanken aus, daß in jedem Menschen die Fähigkeit, ja das Bedürfnis liegt, die Empfindungen der andern mitzufühlen. Da wir nun von dem Gefühl anderer Menschen keine unmittelbare Erfahrung haben, so können wir uns nur dadurch eine Vorstellung von ihrem Zustand verschaffen, daß wir uns durch die Phantasie zum Bewußtsein bringen, was wir an ihrer Stelle empfinden würden. Die Phantasie versetzt uns an die Stelle des Nächsten, und unsere Sinneserregungen, nicht seine stellt sie uns vor, und zwar so lebhaft, daß wir auch tatsächlich körperlich und seelisch mit ihm empfinden. Diese Sympathie ist nicht bloß Mitleid, sondern das Mitempfinden aller Affekte des Nächsten. Voll ist dieses Mitgefühl aber nur dann, wenn der Beobachter die angenehme oder unangenehme Erregung des Affizierten in sich gerechtfertigt, ihrer Ursache entsprechend findet und sie demnach billigt. Darauf, daß die Erregung im richtigen Verhältnis zu ihrem Anlaß steht, beruht die Angemessenheit, die Schicklichkeit des Handelns; die Lob- oder Strafwürdigkeit, das Verdienst oder Mißverdienst eines Affekts aber hängt davon ab, ob die von ihm hervorgerufene Handlung wohlthätig oder schädlich ist; und das bedingt ihre sittliche Güte oder Schlechtigkeit. Und tugendhaft ist das, womit der Unbeteiligte von sich aus reflektierend Sympathie empfindet. Und Ähnliches wie von der Beurteilung der Taten anderer gilt für die Frage: Wie kommen wir dazu, uns selbst sittlich zu beurteilen? So wie wir die Handlungsweise anderer billigen oder mißbilligen, je nachdem wir fühlen, daß wir, wenn wir uns in ihre Lage versetzen, mit den sie zum Handeln bestimmenden Beweggründen sympathisieren können oder nicht, so billigen oder mißbilligen wir unsere eigene Handlungsweise in dem Maß, als wir fühlen, daß wir mit den Augen eines andern uns betrachtend mit unsern Beweggründen sympathisieren können. So schauen wir letzten Grundes unsere Seelenzustände nur im Spiegel der menschlichen Gesellschaft. Auch die Regeln des sittlichen Verhaltens abstrahieren wir aus der Beobachtung der Handlungsweise der Menschen. Ob wir nun unsere Handlungen durch diese Moralgebote oder auch durch die Affekte bestimmen lassen sollen, das hängt von der Natur dieser letzteren ab. Wohlwollende Affekte dürfen und sollen die Pflichttreue unterstützen, die unsozialen dagegen sind zu bekämpfen. Genau umschrieben sind eigentlich nur die Pflichten der Gerechtigkeit, die gewissermaßen den Regeln der Grammatik gleichen, während die übrigen Gebote darin mehr auf die der Ästhetik hinauskommen. Diese grundlegenden Gedanken werden in den drei ersten Teilen der Theorie der sittlichen Empfindungen entwickelt, die noch folgenden vier Teile gehen mehr auf Einzelheiten

ein. — Smith hat die Aufstellungen seiner englisch-schottischen Vorgänger, auf deren Schultern er steht, über das Wesen der Tugend und deren Bestimmbarkeit (Übereinstimmung oder Angemessenheit der Motive und Handlungen mit den sie bedingenden Verhältnissen) in folgenden Punkten weitergebildet und vervollkommen: er hat einmal die Modalität jener Angemessenheit durch seine Sympathietheorie näher bestimmt und der praktischen Verwendbarkeit näher gebracht; und er hat ferner durch Herausarbeitung des Unterschieds von tugendhaft und verdienstlich zu dem Moment der bloßen Billigung das der Lohnwürdigkeit sittlicher Handlungen hinzugefügt, die aber auch nicht auf der Angemessenheit der Handlungen an sich, sondern auf ihrer Wirkung, ihrem Nutzen beruht. Gegen die Smithsche Ethik läßt sich natürlich nicht nur im einzelnen, sondern auch im Prinzip sehr vieles einwenden. Seine Theorie des Mitgefühls (Sympathie), die als sittliche Grundforderung aufstellt: Handle so, daß der unparteiische Zuschauer mit dir sympathisieren kann, ist als Moralprinzip jedenfalls nicht genügend. Denn abgesehen von der Schwierigkeit, sich trotz der drohenden Verblendungen der Eigenliebe tatsächlich auf den Standpunkt des unparteiischen Beobachters zu stellen, muß man doch sofort weiter fragen: wonach soll denn der unparteiische Zuschauer urteilen? Wenn uns da Smith auf die Richtschnur der Angemessenheit, Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit verweist, so kann uns diese Antwort nicht befriedigen. Aber wenn wir von diesem Grundmangel, der mit der sensualistischen Weltanschauung von selbst gegeben ist, absehen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Moral Smiths auch relativ große Vorzüge aufzuweisen hat. Man darf vor allen Dingen nicht vergessen, daß er mit gar nicht so üblem Erfolg eine Brücke von der Nützlichkeitsmoral zu der idealistischen oder der Prinzipienmoral zu schlagen ver sucht hat. Er betont gegen Hume: Der sittliche Mensch tut das Gute, obwohl es im allgemeinen mit dem Nützlichen sich deckt, nicht, weil es nützlich ist, sondern weil er von Natur sich gedrängt fühlt, es zu billigen; und die Billigung des Guten und Schönen gibt der Erwägung ihrer Nützlichkeit voraus. Sodann hat Smith im Gegensatz zu dem einseitigen und übertriebenen Altruismus das Verhältnis der Selbstliebe zur Nächstenliebe im allgemeinen richtig und an die Forderungen des Evangeliums anknüpfend (du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst) bestimmt: Die Selbstliebe ist das Maß, und diese ist sittlich, wenn sie die Nächstenliebe als Bedingung des eignen Glücks einschließt. Ferner hat Smith, obwohl er sich gegen diejenigen wendet, welche den Grund der Billigung der Tugend nur im Verstand suchen, doch richtig erkannt, daß das Pflichtgefühl nicht etwas Urwüchsiges, Autonomes ist, sondern von außen her durch das Gesetz in den Menschen hineingetragen wird und in der Anerkennung und dem Gehorsam gegen dieses besteht;

darum hat er auch den angeborenen moralischen Sinn im Gegensatz zu seinem Lehrer Hutcheson verworfen. Vor allem aber erblicken wir in Smith ein Muster psychologischer Erklärung der sittlichen Erscheinungen, so daß heute noch die Theorie der sittlichen Entdeckungen in ihren meisten Teilen eine genutzreiche Lektüre für jeden Gebildeten bietet.

4. Nationalökonomie. Adam Smiths volkswirtschaftswissenschaftliche Leistungen gipfeln in seinem *Wealth of Nations*, das seine Anschauungen am vollständigsten und systematischsten wiedergibt; und wir werden, obwohl er auch an andern Stellen nationalökonomische Beobachtungen niedergelegt hat, am zuverlässigsten uns mit seinen bezüglichlichen Ideen vertraut machen, wenn wir uns im allgemeinen an dieses sein wirtschaftswissenschaftliches Hauptwerk halten. Für Smith ist das, was wir heute Nationalökonomie nennen, auch nur ein Teil der Moralphilosophie, wie er sie in Glasgow zu dozieren hatte, und zwar nach der eben erwähnten Einteilung (1. natürliche Theologie, 2. Ethik, 3. Naturrecht, 4. Politik) als Unterabteilung der Politik. Diese letztere hat nach Smith im Gegensatz zum Naturrecht, das die Grundsätze der Gerechtigkeit festlegen soll, sich mit dem zu beschäftigen, was die Zweckmäßigkeit zum Gedeihen der im Staat organisierten Gesellschaft fordert. In seiner „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Wohlstands der Nationen“ behandelt nun Smith auch nur einen Teil der so gefaßten allgemeinen Staatslehre, nämlich die Wirtschaftspolitik; dieser aber gibt er wieder eine breitere Grundlage, indem er ihr eine Theorie der ökonomischen Vorgänge überhaupt vorausschickt, und so schuf er in dieser Erweiterung die neue Wissenschaft der Nationalökonomie. Nicht, als ob er nicht auch da Vorgänger gehabt hätte — die Entwicklungslinie führt etwa über Hugo Grotius, Pufendorf, Christian Wolff-Betty, Voße, Hume-Justi, James Steuart, die Physiokraten —, aber Smith war es doch, der der Wirtschaftswissenschaft zuerst ein klar umrissenes, einheitliches Objekt zugrunde gelegt hat. Der „Wohlstand der Nationen“ zerfällt in fünf Bücher: das erste handelt von den Elementen der Gütererzeugung, Arbeit, Kapital und Boden, von Wert und Preis, den Arten und der Verteilung des Einkommens; das zweite enthält die Lehre von der Produktion, vom Kapital, seinen Arten und verschiedenen Anlagen, der produktiven und unproduktiven Arbeit; das dritte geht ein auf den Unterschied zwischen der (landwirtschaftlichen) Rohproduktion und der Industrie und sucht hauptsächlich historisch zu erklären, wie trotz der größeren Produktivität der Landwirtschaft der tatsächliche Verlauf ein ungleicher gewesen; das vierte befaßt sich mit den Systemen der politischen Ökonomie und der Handelspolitik; das fünfte endlich bringt das, was wir heute Finanzwissenschaft nennen, handelt also im Gegensatz zu den ersten vier Büchern, die sich

mit dem Volksvermögen und Volkseinkommen beschäftigen, vom Einkommen des Staats.

„Die Jahresarbeit eines jeden Volks“, so beginnt die Einleitung, „ist der Fonds, der es mit allen zum Leben notwendigen und allen wünschenswerten Gegenständen versieht, die es im Lauf des Jahrs verbraucht, und die immer teils in dem eignen Arbeitsprodukt bestehen, teils in dem, was dafür von andern Völkern gekauft wird. Die Arbeit ist der einzige wirkliche und letzte Maßstab zur Abschätzung und Vergleichung des Werts aller Güter zu jeder Zeit und an jedem Ort.“ Damit sind von vornherein die älteren Wirtschaftstheorien zurückgewiesen, sowohl die des Merkantilismus, der in der Anhäufung von Gold und Silber im Land, in einer günstigen Handelsbilanz den Grund des Nationalwohlstands erblickte, als auch die der Physiokraten, welche im Grund und Boden unter Verachtung der Manufakturarbeit die Hauptquelle des Volkseinkommens sahen. Ihm ist die Arbeit nicht nur das Maß, sondern auch die Quelle alles Reichtums. Diese Güter erzeugende Arbeit aber ist um so umfangreicher, je größer einerseits das Kapital und andererseits die Zahl der in produktiver Arbeit Beschäftigten im Verhältnis zur Zahl der unproduktiven Personen ist. Die Produktivität der Arbeit wird vor allem gesteigert durch die Arbeitsteilung als die wirksamste und zweckmäßigste Kombination der durch volle Freiheit auf sich gestellten Arbeitskräfte. Die stets weiter durchgeführte Arbeitsteilung aber führt notwendig zur Anwendung des Gelds als Tauschmittel, also zum Kauf; durch die allgemeine Regelung des im Kauf vollzogenen Gütertauschs werden die Güter zu Waren und erhalten neben ihrem eigentlichen natürlichen Wert, dem Gebrauchswert, noch einen zweiten, den Tauschwert. Auch der Wert der Erzeugnisse, der im Preis zum Ausdruck kommt, ist neben ihrer Menge von Bedeutung für den Reichtum eines Landes. Es handelt sich nun darum, die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich der Tauschwert, der Marktpreis bildet, und zwar ist dafür zu untersuchen: 1) woran der Tauschwert gemessen wird, und worin der wirkliche Preis der Waren besteht, 2) aus welchen Teilen er sich zusammensetzt, und 3) welche Umstände manchmal einen dieser Teile des Preises oder alle über das natürliche Maß erhöhen oder unter dieses herabdrücken, mit andern Worten, wie es kommt, daß der Marktpreis nicht immer mit dem natürlichen Preis übereinstimmt. Der wirkliche Preis, erklärt Smith, wird an der Arbeit gemessen; da nach eingetretener Arbeitsteilung der einzelne nur die wenigsten zum Leben notwendigen, geeignenden und angenehmen Dinge selbst herstellt, so ist ein jeder reich oder arm in dem Maß, als er über anderer Leute Arbeit verfügen oder sie kaufen kann. Der Wert eines Erzeugnisses, das man nicht selbst verbrauchen will, bemisst sich nach der Menge fremder Arbeit, die man damit kaufen kann; Arbeit, d. h. gesellschaftlich notwendige Arbeit ist daher das wirkliche

Maß des Werts aller Waren. Der Warenpreis nun setzt sich zusammen aus Arbeitslohn, Unternehmergewinn und Grundrente. Diese bilden die Produktionskosten, und der Preis muß ebenso hoch sein, daß alle an der Produktion Beteiligten ihr entsprechendes Entgelt als Einkommen erhalten. Dieses Einkommen ist, je nachdem der Anteil an der Produktion in Arbeitsleistung, in Lieferung des Kapitals oder in Hergabe des Bodens besteht, Lohn, Zins oder Rente. Alle drei schwanken, und dementsprechend auch der Preis. Der durchschnittliche Lohn hängt ab von dem Fortschritt, Stillstand oder Rückgang des Volkseinkommens, von Angebot und Nachfrage der Arbeitskräfte, die im Arbeitsvertrag zum Ausdruck kommen, und innerhalb der einzelnen Beschäftigungsarten von deren Vorzügen und Nachteilen. Es gibt jedoch eine Grenze, unter der der Lohn dauernd nicht sinken kann: er muß mindestens so hoch sein, daß vom Arbeitsverdienst des Mannes und der Frau außer ihnen selbst noch vier Kinder leben können; denn da die Hälfte der Arbeiterkinder in den ersten Lebensjahren stirbt, so müssen von jedem Ehepaar durchschnittlich mindestens vier Kinder erzeugt werden, wenn die Arbeiterbevölkerung nicht aussterben soll. Auch die Rente steigt im allgemeinen mit dem Wachsen des Nationalreichtums, während der Zins die entgegengesetzte Tendenz zeigt. Während daher das Interesse des Arbeiter- und Grundbesitzerstands innig und unlöslich mit dem Interesse der ganzen Gesellschaft verbunden ist, gilt dies keineswegs von den Kapitalbesitzern; ja Smith meint, das Interesse des Händlers sei stets von dem des Publikums verschieden.

Diesen Grundsätzen über die Elemente des Wirtschaftslebens entspricht nun bei Smith, da für ihn die ökonomische Wirtschaft wesentlich Produktion ist, die Idee der Produktion. Nicht der Boden, wie bei den Physiokraten, ist ihm mehr der Schöpfer des Reichtums, sondern die Arbeit, die sich mit den von der Erde gebotenen Rohstoffen befaßt und durch Gebrauch, Leitung und Verwertung der Naturkräfte nützliche Güter schafft. Aber ebenso falsch ist nach Smith die (mercantilistische) Ansicht, daß die Menge des vorhandenen Gelds den Reichtum der Nation bilde. Obwohl, sagt er, den Bewohnern eines Landes ihr Einkommen meist in Geld zufließt, so hänge doch die Größe ihres wirklichen Einkommens nicht von dem Nennwert der Geldsumme ab, sondern von der Gütermasse, die damit gekauft werden kann, und ihr Gesamteinkommen bestehe nicht in dem Geld und den Gütern, sondern nur in diesen; und bei der Gesellschaft sei dies noch klarer als bei den einzelnen. Also die Funktion des Gelds ist nur die eines Austauschmittels. Wo man daher, zur Verhütung der Abnutzung, das Metallgeld umgeben kann, soll man es tun (was Smith zu einer Theorie des Papiergelds und der Banknoten veranlaßt); doch wird das Metallgeld daneben stets notwendig bleiben, schon als Wertmesser. Das zirkulierende

Hartzgeld hat (wie jedes, auch das fixe Kapital) keinen andern Zweck, als den Verbrauchsvorrat des Volks zu erhalten und zu mehren. Aber „das große Rad, das die Güter umtreibt, ist von den Gütern, die es umtreibt, durchaus verschieden. Das Einkommen der Gesellschaft besteht nur in diesen Gütern, nicht in dem Rad, das sie umtreibt“. Demnach bestimmt auch nicht die Handelsbilanz oder der Umlauf, ob mehr Geld in das Land fließt oder aus ihm wegstießt, den Reichtum einer Nation; worauf es ankommt, ist vielmehr das Verhältnis zwischen Erzeugung und Verbrauch. Von diesem hängt nämlich die Bildung des Kapitals, und vom Kapital wieder die künftige Gütererzeugung ab, für welche jenes die Rohstoffe und die Substanzmittel für die Arbeiter herbeischaffen muß. Bei der Erklärung der Kapitalanhäufung geht Smith von einer falschen Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit aus (ihm ist nur solche Arbeit produktiv, welche körperliche Gegenstände hervorbringt) und läßt das Kapital, wenn auch nicht — wie immer noch behauptet wird, und wie seine unechten Schüler tatsächlich lehrten — entfallen, so doch sich vermehren durch Sparsamkeit. Da für Smith — womit er den heute in der Nationalökonomie herrschenden Kapitalbegriff geschaffen hat — unter Kapital solche Güter zu verstehen sind, die zur Produktion neuer Güter oder zur Vermehrung des eignen Besitzes durch Kaufmannsgeschäfte verwendet werden, so ist es klar, daß auch nach ihm nur die Arbeit das Kapital schaffen kann. Sparsamkeit fördert die Anhäufung des Kapitals in den Händen einzelner, führt zu Kapitalbesitz; und sofern der Kapitalismus die Produktivität der Arbeit begünstigt, wird dadurch auch das Sachkapital vermehrt. Smith drückt sich so aus: Die Kapitalgüter würden vom Gewerbeleiß geschaffen, aber um Kapital zu werden oder das Kapital zu vergrößern, müßten sie gespart und angehäuft werden. Dabei sind ihm offenbar die beiden Begriffe: *Bestand* der betreffenden Güter und ihr *Bestiz*, durcheinander geraten. Daß er es richtig meint, geht aus dem hervor, was er über die Rentabilität der verschiedenen Kapitalanlagen sagt, wobei er die Landwirtschaft als die produktivste Anlage bezeichnet. Reichtum ist ihm eben in erster Linie das in Genußmitteln bestehende Jahreserzeugnis, nicht aber das Geld, und auch nicht eigentlich derjenige Teil des Kapitals, welcher die Arbeit nur in ihrer Wirksamkeit unterflützt.

Das ist so ungefähr der Gedankengang der zwei grundlegenden Bücher des *Wealth of Nations*; der übrige Teil des Werks beschäftigt sich mit der Volkswirtschaftspolitik, und zwar im großen und ganzen mit der Handelspolitik und der Finanzwissenschaft. Es wird nicht nötig sein, hier in Einzelheiten einzugehen, die ja zum großen Teil von den Tatsachen überholt sind; es wird genügen, die leitenden Grundgedanken hervorzuheben. Als



oberster Grundfaß tritt uns da auf den ersten Blick „das System der natürlichen Freiheit“ entgegen — ein Ausdruck, der zuerst bei Pufendorf vorkommt, und den Smith von seinem Lehrer Hutcheson übernommen hat. Es bedeutet für ihn die möglichst freie Bewegung des Individuums, eine Konsequenz seiner philosophischen Anschauung, daß die gesamte Ordnung der Natur ohne äußeren Eingriff von selbst in aller Zweckmäßigkeit sich ergebe: auf das Wirtschaftsleben übertragen, will das besagen, daß es sich, abgesehen von den Schranken der Beobachtung der Gerechtigkeit, nach den Gelehen des Nützlichen und des Eigeninteresses regle — was die Physiokraten in die Formel *Laissez faire, laissez passer* gebracht haben. Also aus seiner Hypothese von der natürlichen Harmonie folgt auch hier für Smith sein Prinzip der ökonomischen Freiheit. Jene Harmonie läßt ihn annehmen, daß der Reichtum der Nation einfach in der Addition des Besitzes der einzelnen bestehe; und das führte wieder zur Begünstigung des individualistischen Eigeninteresses (privat interest), das nur nicht in die den natürlichen Wirtschaftsverlauf störende Selbstsucht (selfishness) ausarten darf; da der einzelne durch das Eigeninteresse getrieben wird, seinen Reichtum zu vermehren, so entsteht, wenn man dessen natürliche Freiheit nicht beschränkt, dadurch von selbst der Nationalreichtum. Darum ist auch die Privatindustrie dem staatlichen Betrieb der Wirtschaft vorzuziehen. Smith sucht dann jene angenommene Harmonie bis ins Detail zu verfolgen und nachzuweisen: der Ackerbau ist an und für sich nützlicher als die Industrie, und ohne staatliche Eingriffe würden an sich die meisten sich dem Ackerbau zuwenden bzw. in ihm ihre Mittel anlegen; von den Arten des Handels wieder hält er den innern für produktiver als den auswärtigen, und letzteren für nutzbringender als den Transport zwischen fremden Ländern — und er ist überzeugt, daß der Kaufmann, solange er von äußeren Einflüssen unbeeinflusst bleibe, gewissermaßen unwillkürlich dieser Gemeinnützigkeitskala entsprechend seine Kapitalien arbeiten lasse. Alle Beschränkungen und Begünstigungen schaden nur; und so ergibt sich als das allein vernünftige das System der natürlichen Freiheit von selbst: jedermann muß es freistehen, solange er nur die Gerechtigkeit nicht verlegt, sein eigenes Interesse auf seine Weise zu verfolgen. Gegen alle Faktoren aber, die als Gegengewicht gegen den Eigennutz zum allgemeinen Besten tätig sein wollen, hat er ein unbesiegliches Mißtrauen: gegen die Kirchen, denen er Herrschaft nachsagt (über die römische Kirche insbesondere hat er recht gefällige Anschauungen), gegen den Staat, wo die Reichen und Vornehmen übermäßigen Einfluß ausüben und ihn zur Unterdrückung der Schwächeren gebrauchen, gegen die gemeinnützigen einzelnen, weil deren Humanität vielfach nur der Deckmantel egoistischer oder gar schädlicher Zwecke sei. Der im Staat organisierten

öffentlichen Gewalt liegen daher nur drei Pflichten ob: „Die erste ist die Verteidigung der Gesellschaft gegen jeden Akt der Gewalt oder des Angriffs von seiten anderer unabhängiger Gesellschaften. Die zweite ist die Schutzpflicht nach dem Grad der Möglichkeit jedem Mitglied der Gesellschaft gegenüber zur Abwehr jeder Unterdrückung und Ungerechtigkeit seitens anderer Mitglieder oder die Pflicht, eine genaue und zuverlässige Verwaltung der Justiz einzurichten. Und die dritte ist die Pflicht, gewisse öffentliche Werke ins Leben zu rufen und zu erhalten, sowie gewisse Einrichtungen zu treffen, welche das Privatinteresse eines einzelnen oder mehrerer einzelnen niemals errichten oder unterhalten könnte.“ Das wäre also dem Wesen nach der „Nachtwächterstaat“, über den sich später Laßalle lustig gemacht hat.

Es ist Smith eigentümlich und gewissermaßen für ihn sogar charakteristisch, daß er bei aller Entschiedenheit und weitgehenden Schärfe seiner wirtschaftspolitischen Grundsätze dieselben stets in einer höchst gemäßigten und vorsichtigen Form vorträgt, ja daß er für die Ausführung möglichst schonende Konzessionen zuläßt und selber vorschlägt. Das gilt insbesondere hinsichtlich der Handelspolitik. Sein theoretischer Standpunkt kann selbstverständlich nur der der Handelsfreiheit unter Ausschluß aller Zollschranken sein. Da er aber weiß, daß unter den bestehenden Verhältnissen dessen Durchführung eine Utopie ist, die vielleicht erst in sehr ferner Zeit verwirklicht werden kann, so beschränkt er sich darauf, einstweilen nur die Milderung der bestehenden, seinen Prinzipien widerstrebenden Gesetze zu verlangen. Ja er ist so wenig einseitig, daß es nicht an Stimmen gefehlt hat, die ihn des Verrats an seinen Grundsätzen geziehen haben; wenn man aber seinen obigen Standpunkt gerecht würdigt, der jedem Versuch radikaler und überführter Reformen sich widersetzt, so kann man in Smiths Stellung als Zollkommissar keine Inkonsistenz erblicken. In letzter Zeit ringt sich auch immer mehr die Erkenntnis durch, daß der angebliche „Vater des Freihandels“ gar kein einseitiger bzw. radikaler Freihändler gewesen ist. Auch hier ist eben mit ein paar absoluten Urteilen und Kategorien nicht getan. Selbst die beiden neuesten Biographien Smiths (beide 1905 erschienen) halten sich von Übertreibungen nicht frei; während es nach Jentsch fast scheinen könnte, als ob Smith wenigstens praktisch ganz vom Freihandel zurückgekommen sei, bemüht sich der Engländer Hirsh, ihn als den Schöpfer der später von Cobden und seiner Gruppe vertretenen absoluten Freihandelslehre nachzuweisen — ihn, der die Navigationsakte billigte! Die Fragestellung kann gar nicht sein: Freihändler oder Protektionist? sondern nur: radikaler oder gemäßigter Freihändler? Der Ausdruck *Freetrade* ist eben ziemlich vieldeutig. Smith fiel es gar nicht ein, sich den Radikalismus des späteren Manchesterturns und des von d'Argenson geführten Flügels der Physiokraten anzueignen

(so wenig übrigens Quesnays eigne, viel gemäßigtere Freihandelslehre mit der radikalen seiner Schule identifiziert werden darf). Wenn man nur bedenkt, daß Smith mit seiner ökonomischen Theorie eigentlich eine Art Synthese von Agrikultur- und Merkantilsystem geben zu können glaubte, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß er auf der extremen Seite nicht zu finden sein wird. Freilich hat er sich hie und da radikaler ausgedrückt, als es in sein übriges System hineinpaßt; und diese Stellen wurden dann von den Manchesterleuten aufgegriffen und in ihrem Sinn ausgebeutet. Ueberblickt man aber abwägend alle die zerstreuten Äußerungen über handelspolitische Fragen, so kann kein Zweifel sein, daß Smith bezüglich des Handelspolitik schließlich bestimmenden Zollwesens mit Bewußtsein folgende Punkte verrietet hat: keine Schutzzölle oder höchstens unter bestimmten Voraussetzungen ausnahmsweise; mäßige Finanzzölle grundsätzlich, deren Höhe den innern auf der Produktion liegenden Steuern entsprechen soll; möglichste Zollfreiheit der zum notwendigen Lebensunterhalt der arbeitenden Klassen gehörigen Waren; Retorionszölle in den Ausnahmefällen, wo das Ausland eine feindselige Handelspolitik befolgt, wenn dieser dadurch mit Erfolg begegnet werden kann. Das ist kein radikaler Freihandelsstandpunkt, sondern ausgesprochenste Mittellinienpolitik. Und ähnliche Zurückhaltung kann auch bei der Finanzwissenschaft und insbesondere der Steuerlehre Smiths festgestellt werden, auf die wir hier nicht näher eingehen brauchen, weil sie in den meisten Einzelheiten längst überholt und veraltet ist. Er fordert keineswegs einen sofortigen Bruch mit dem bestehenden Steuerwesen, sondern nur Beseitigung der ärgsten Ungerechtigkeiten. Der Frage der Überwälzung wendet er besondere Aufmerksamkeit zu. Für seine gesamte Auffassungsweise charakteristisch sind die vier von ihm aufgestellten Regeln: 1) Die Untertanen müssen möglichst im Verhältnis ihrer Leistungsfähigkeit zu den Staatsbedürfnissen beitragen; 2) die Steuer muß nach Höhe, Zeit und Zahlungsart genau bestimmt, nicht willkürlich sein; 3) die Zeit und Art der Erhebung müssen so angeordnet werden, daß der Steuerzahler dadurch möglichst wenig bedrückt wird; 4) die Erhebung muß so eingerichtet werden, daß sie möglichst wenig Kosten verursacht.

5. Würdigung der Wirtschaftslehre. Nach der formalen Seite erhebt sich hier zunächst die Frage, ob und inwieweit Smith von Vorgängern abhängig gewesen ist. Es versteht sich von selbst, daß er eine Menge zu seiner Zeit bereits vorhandenen Materials seinen Aufstellungen zugrunde gelegt und benutzt hat; und wenn es sich der Mühe, der sich bis jetzt freilich noch niemand unterzogen hat, lohnte, würde eine eingehendere Untersuchung zweifellos eine ganze Menge fleißig ausgebeuteter Quellen zu Tage fördern. Darum handelt es sich aber auch gar nicht; es fragt sich nur, ob Smith diese schon erarbeiteten Einzeler-

kenntnisse durch ein ihm eignes ordnendes Prinzip zusammengefaßt und mit seinem Geiste so durchdrungen hat, daß aus ihnen ein neues originelles System entstanden ist. Es fehlt nicht an Stimmen, die ihm schöpferische Genialität absprechen; Hasbach z. B. meint:

„Sowohl das ethische wie das nationalökonomische Werk beweisen, daß sich Smith an Originalität des Geistes keineswegs mit Männern wie Descartes oder Hume messen kann. Er ist kein Pfadfinder der Wissenschaft, sondern ein im höchsten Maß rezeptiver Kopf, der sich von den verschiedensten Seiten anregen läßt, dem Fremden eine nicht gewöhnliche produktive Kritik entgegenbringt und die mannigfachen Elemente zu einem wohlgeordneten System zu vereinigen weiß.“

Daran ist nur richtig, daß Smith nicht eigentlich ein Genie war und sich vielfach von außen anregen ließ; wenn aber damit gesagt sein soll, daß er auch inhaltlich seine Theorie aus andern geschöpft habe, so widerspricht dem die neueste Forschung. Smiths großer Ruhm und einzigartiges Verdienst besteht ja darin, daß er die wirtschaftlichen Tatsachen unter einem allgemeinen Gesichtspunkt zusammengefaßt und ihren innern Zusammenhang aus einem einzigen großen ökonomischen Prinzip erklärt und dadurch der Volkswirtschaftslehre sofort eine solide Grundlage gegeben hat. Wenn also eine Abhängigkeit oder Beeinflussung prinzipieller Art vorliegen sollte, so könnte sie nur von solchen ausgegangen sein, die ebenfalls nach einem entsprechenden einheitlichen Wirtschaftsprinzip suchten; und das sind nur die französischen Physiokraten. In der Tat finden sich bei diesen so viele Berührungspunkte und Ähnlichkeiten mit Smith, daß a priori die Vermutung nicht abzuweisen ist, dieser lehne sich in grundlegenden Punkten an jene an oder setze einfach ihre Lehre fort. Es steht jedoch fest, daß sein System in den Grundzügen bereits vollendet war, als er 1766 bei seinem Besuch in Paris mit den Physiokraten in Berührung kam. Insbesondere kann nach der Veröffentlichung der Glasgower Vorlesungen nicht mehr bestritten werden, daß Smith den Hauptsatz seiner Theorie, den der ökonomischen Freiheit, völlig unabhängig von den Physiokraten, die ihn übereinstimmend mit ihm vertreten, aufgestellt hat. „Es ist nicht zu befürchten“, heißt es da, „wenn man den Dingen ihren freien Lauf läßt, daß es einem Volk an den für den Umsatz seiner Waren nötigen Geldmengen fehlt; jedes Ausfuhrverbot ist immer unwirksam und oft nur die Ursache einer stärkeren Ausfuhr“; ferner: „Es ist die beste Politik, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen und weder Prämien zu geben noch Zölle zu fordern.“ Ja Dugald Stewart hat uns aus einer Rede schon für das Jahr 1755 folgende Aussprüche aufbewahrt: „man solle in den menschlichen Angelegenheiten nur die Natur ungehemmt lassen, so werde sie ihr Ziel erreichen und ihre Absicht verwirklichen“; und „daß der Staat von

der tiefsten Barbarei zum höchsten Wohlstand geführt werden könne, ohne daß dazu in der Hauptsache etwas anderes erforderlich sei als Friede, Mäßigkeit der Steuerlast und ausreichender Rechtsschutz; alles andere ergebe sich aus dem natürlichen Verlauf der Dinge ohne Eingreifen der Regierung". Übrigens kommt die Idee der wirtschaftlichen Freiheit schon im Anfang des 18. Jahrh. bei englischen und niederländischen Schriftstellern vor; wenn von Entlehnungen die Rede sein soll, so hätten also eher die Franzosen von den Engländern entlehnt. Natürlich beweist das alles nichts für Smiths literarische Priorität. Duesnay ist zwar erst 1756 zur Nationalökonomie übergegangen, während Smith schon 1749 zu Edinburgh ökonomische Fragen behandelte; aber als 1776 der *Wealth of Nations* erschien, bestand bereits eine größere physiokratische Literatur. Übrigens hat Smith die Priorität nie beansprucht, was schon daraus hervorgeht, daß er sowohl am Merkantil- als am (physiokratischen) Agrikultursystem Kritik übt und ihnen seine Vermittlungstheorie gegenüberstellt. Aber sicher ist, daß der Kern seiner Lehre völlig unabhängig entstanden ist und daß er nur in Einzelheiten durch die Verührung mit den Physiokraten, wie auch leicht erklärlich, direkte Anregungen erfahren hat. Neben- sächlich ist, daß er eine Reihe von Begriffen und Termini, z. B. Gebrauchs- und Tauschwert, Nominal- und Realpreis, Benennung der konsumierbaren Güter und dgl., von ihnen übernommen hat. Wichtiger ist eine Reihe von andern Übereinstimmungen, bei denen Smith möglicherweise der empfangende Teil gewesen ist. So der Gedanke, daß der Volksreichtum von der jährlichen Güterproduktion bestimmt wird und nicht eigentlich in den vorrätigen, als vielmehr in den stets neu erzeugten Mitteln besteht, wodurch die ganze Wirtschaft zu einem Lebensprozeß und ihre Tatsachen zu Phasen im Produktionsverlauf werden; dann die Grundvorstellungen des Kapitalbegriffs; die Annahme, daß jede neue Produktion bedingt ist durch die Verwendung der früher erzeugten; ferner die Erkenntnis, daß Lohn, Zins und Rente nicht Ursachen des Preises, sondern selber Einkommensarten sind. Aber all das ist schließlich unbedeutend neben der großen Leistung Smiths, das Wirtschaftsleben in organische Betrachtungsweise gerückt zu haben.

Die Smithsche Nationalökonomie erscheint uns heute — wie könnte es nach anderthalb Jahrhunderten anders sein! — unzulänglich, ja in den wesentlichen Grundlagen überwunden. Wir glauben vor allen Dingen nicht mehr an die natürliche Zweckmäßigkeit der sich selbst überlassenen wirtschaftlichen Erscheinungen. Gewiß gibt es in ihnen eine Gesetzmäßigkeit, so daß jeder Eingriff außer der direkt intendierten noch andere Folgen hervorrufen wird; aber die planmäßige Regelung ist doch nur die Frage vervollkommener wissenschaftlicher Erkenntnis aller im voraus zu berücksichtigender

Zusammenhänge. Und die unbewußte Zweckmäßigkeit vieler ökonomischer Vorgänge schließt nicht aus, daß menschliche Fürsorge sie noch steigern und besser ausnutzen kann. Jedensfalls ist die von Smith so gepriesene prästabilierte Harmonie zwischen Privatvorteil und Gemeinwohl eine schöne Utopie. Wie für das Kind, so muß vielfach auch für die Massen geforgt werden. Recht hat Smith allerdings darin, daß das Größte nur geleistet wird, wo jede Kraft sich frei und voll entfalten kann. Aber die Freiheit der Starken und Klugen darf nicht die Unfreiheit der Schwachen und Einfältigen bedeuten, denen nur der Schutz des Staats ihre bescheidene Freiheit garantieren kann. Ein Grundmangel der Smithschen Betrachtungsweise ist eben der, daß er die wirtschaftlichen Tatsachen als absolut selbständige, nur unter sich zusammenhängende, von den übrigen Lebensgebieten getrennte Erscheinungen behandelt. Diese Vernachlässigung der Beziehungen zu viel wichtigeren Gebieten, die Unterlassung der Begrenzung der Berechtigung der rein ökonomischen Anschauungsweise mußte schließlich im Verein mit der Überschätzung der materiellen Güter zur materialistischen Geschichtskonstruktion von Marx und Engels führen. Das ist es ja gerade, was wir vom christlichen Standpunkt — abgesehen von seiner materialistischen und sensualistischen Anschauung — Smith hauptsächlich zum Vorwurf machen müssen, daß er den Reichtum der Nation als Ziel der Volkswirtschaft hinstellt: er beginnt seine Darstellung mit der Vermehrung der Güter durch Arbeitsteilung, anstatt das Volkswohl zum Ziel zu erheben und die Güterproduktion nur als Mittel zu behandeln. So viele Vorzüge man auch in seiner Produktionsstheorie erblicken mag, um so unzerzähliger ist die fast vollständige Vernachlässigung der ebenso wichtigen Distributionstheorie, welche zu jener das notwendige Korrelat bildet. Ihm schwebt immer nur das Phantom des Nationalreichtums vor. Anstatt sich zu fragen, ob und wie der größte Teil der die Nation bildenden Individuen mit ihrer Lage zufrieden sein kann, bemißt er den Wohlstand nur nach dem Verhältnis der Summe des geschaffenen Reichtums zur Zahl der Konsumenten; nach dem Prinzip des Laissez aller ergab sich für ihn dann die bestmögliche Verteilung der Arbeitsprodukte auf die einzelnen von selbst. Aber das persönliche Wohl und Wehe der arbeitenden Schichten und die Mittel, ihre Lage zu verbessern, über die Möglichkeit ihrer Eingliederung in die übrige Kulturwelt nachzudenken, kam ihm gar nicht in den Sinn. Für ihn ist eben der Arbeiter nur ein Produktionswertzeug, und es fragt sich lediglich, wie man diese Maschine mit möglichst geringen Kosten möglichst lukrativ anwenden kann. Auf dieser Anschauung beruht seine ganze Lohntheorie: Normallohn ist das Minimum, das zur Aufrechterhaltung und Fortpflanzung der Arbeiterklasse ausreicht. Der Malthusianismus und das eiserne Lohngesetz sind damit

eigentlich schon gegeben. Schon bei Smith findet sich der Gedanke: Jede Tiergattung vermehrt sich im Verhältnis zu ihren Unterhaltsmitteln und kann sich nicht darüber hinaus vermehren. In einer zivilisierten Gesellschaft unterliegen jedoch nur die unteren Klassen diesem Gesetz. Wenn der Arbeitslohn unter das Maß dessen sank, was zur Befriedigung der Nachfrage nach Arbeitern erfordert wird, so würde diese Nachfrage nach Händen ihn erhöhen; und wenn er dauernd höher stiege, so würde ihn die übermäßige Vermehrung der Arbeiterbevölkerung wieder hinabdrücken. „Wie reichliche Belohnung der Arbeit die Wirkung zunehmenden Volkswohlstands ist, so ist sie auch dessen Kennzeichen. Kürzliches Einkommen der Arbeitermasse ist das Kennzeichen der Stagnation und Hungereleid das Zeichen des Rückgangs.“ Wie wenig ihn die persönliche Wohlfahrt des Arbeiterstands berührte, zeigt die charakteristische Tatsache, daß er ganz unbefangene die Frage erörtert:

„Muß der Eintritt einer Verbesserung der Lage der unteren Volksklassen als ein Vorteil oder als ein Schaden für die Gesellschaft angesehen werden? Auf den ersten Blick scheint die Frage äußerst einfach. Gesunde, Lohnarbeiter und Handwerker jeder Art machen den größten Teil der Bevölkerung jedes Staats aus. Kann man nun jemals als einen Nachteil für das Ganze ansehen, was die Lage des größeren Teils bessert? Wie könnte ein Gemeinwesen glücklich und wohlhabend sein, wenn die Mehrzahl seiner Glieder zu Armut und Elend verurteilt wäre? Zudem ist es billig, daß diejenigen, welche den gesamten Körper der Nation mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versehen, von dem Ertrag ihrer Arbeit so viel bekommen, daß sie selbst leidlich genährt, gekleidet und wohllich untergebracht sind.“

Smith sagt das nicht aus hartherziger Gefühllosigkeit, sondern weil für ihn das Ganze der Nation nur eine leere Abstraktion ist, die ihn verhindert, zu erkennen, daß das persönliche Wohlbefinden wichtiger ist als die Vermehrung der Sachgüter. Nicht mit Unrecht hat man im Hinblick auf jene Scheu vor unerschrockenem Blick in die Abgründe des Menschenlebens an Smiths großem Werke einen „Anstrich schwungloser Philisterhaftigkeit“ gefunden. Wie sollte auch bei der Idee, daß die Welt dann am besten fährt, wenn jeder nur für sich selbst sorgt, Begeisterung aufkommen! Am meisten freilich haben dem Andenken Smiths seine Schüler geschadet, oder vielmehr diejenigen, welche sich mit Unrecht seine Schüler nannten. Sie haben seine Lehre von der ökonomischen Freiheit zu dem öb-manischen Laissez aller, laissez passer herabgewürdigt; sie haben seine, in ihrem Wesen freilich falsche Kapitaltheorie, die ohnehin durch das verkehrte Sparprinzip einem ungefunten Überwuchern des (historisch natürlich an sich notwendigen) Kapitalismus Vorschub zu leisten geeignet war, für die Zwecke des Manchesterturns stumpflos ausgebeutet; sie

haben, wie die Schule Ricardos, seine Kritik des Agrikultursystems zu der Ungebeuerlichkeit übertrieben, daß die Natur unproduktiv, das Kapital allein produktiv sei, daß also der Volkswohlstand einzig auf den Kapitalisten beruhe, und die Arbeiter nur als Arbeitswerkzeuge zu gelten haben; sie haben seine Erörterungen über die Faktoren des Lohns, den er durch das Verhältnis zwischen dem Angebot von Arbeitskräften und der Höhe des deren Leistungen heischenden Kapitals unter Außerlassung der produktiven und namentlich der ethischen Macht der Arbeit reguliert werden läßt, zu dem Widersinn eines „ehernen Lohngesetzes“ gesteigert, das den Klassenkampf notwendig erzeugen mußte. Am wenigsten können die Sozialisten sich rühmen, die Kinder seines Geistes zu sein, dem das eigentlich soziale Empfinden ganz abging; und doch ist nicht zu leugnen, daß seine Werttheorie, die den Tauschwert der Waren auf die Arbeit zurückführt und den Arbeiter dem Rohstoffe einen Wert zusetzen läßt, aus dem der Kapitalist seinen Profit ziehe, die Keime enthält, aus der auf dem Weg über Ricardo unter der Hand Karl Marx' die sozialistische Mehrwerttheorie geworden ist — man beachte nur, wie eingehend Marx im „Kapital“ sowohl wie in den „Theorien über den Mehrwert“ sich mit Smith beschäftigt; daß Smith ökonomischer Materialismus die materialistische Geschichtsauffassung des Marxismus erzeugen mußte, ist bereits erwähnt worden. — So stehen bei Smith großen Vorzügen ebenso große Fehler gegenüber, die aber in der Hauptsache die Fehler seiner Zeit waren. „Gleichwohl“, so sagt Moscher, die Verteilung des Mannes und seiner Leistungen abschließend, „dürfte es in der Geschichte überhaupt wenig Beispiele geben, wo eine ganze Wissenschaft durch einen Mann und ein Buch desbeselben in so kurzer Zeit einen so großen und nachhaltigen Fortschritt gemacht hätte wie die Volkswirtschaftslehre durch das Hauptwerk Adam Smiths: einen Fortschritt ebenso bedeutend für den Umfang wie für die Tiefe, für die Methode wie für das System, für das Ganze wie für das einzelne, für die Theorie wie für die Praxis der Wissenschaft.“ Worin dieses Verdienst im wesentlichen liegt, das drückt Eisenhart in seiner Geschichte der Nationalökonomie so aus:

„Wenn von diesem einzigen Werk eine bildende Kraft wie in dichten Lichtstrahlen für die Umgestaltung der Wissenschaft und des Lebens ausgegangen ist, so wird man diese Erscheinung zum großen Teil in der am glücklichsten Begründung eines populären Prinzips zu suchen haben, mit der es sich nunmehr zum planmäßigen, gemeinverständlichen Vorkämpfer der Aufklärung und Freiheit macht; zum andern aber ebenso in der erschöpfenden Vollständigkeit, mit der es zum erstenmal alle Teile seines Gebiets umspannt, mit seinen Prinzipien durchleuchtet und in sinnlicher Anschaulichkeit zu einem überzeugenden Ganzen verknüpft. So hat es seinem Urheber zugleich den Ruhm des eigentlichen Vaters der Wissenschaft begründet, mit dem sie aus

ihrem embryonalen Zustand ins wirkliche Dasein hervortritt."

Jentsch schließt seine Monographie über Adam Smith — heute noch trotz gewissen Unausgeglichenheiten das empfehlenswerteste deutsche Buch über den Gegenstand — mit den Worten:

"Smiths Harmonielehre ist ebenfowenig ganz falsch wie seine Freiheitstheorie. Aus den Interessenkämpfen, aus dem freien Ringen der Konkurrenten miteinander wird immer wieder ein Stück Gemeinwohl geboren. Nur ist das Glück jedes einzelnen keineswegs immer sofort und unmittelbar die Ursache des Glücks aller übrigen, sondern oft genug das Gegenteil. Für gewöhnlich sind die Interessen der einzelnen sowohl wie die der Stände, Klassen, Staaten einander entgegengesetzt; die Gegensätze pflegen sich auszugleichen, aber erst nach langer Zeit. Das Glück von Tausenden muß geopfert werden, ehe wieder ein Glückszuwachs für das Volk oder auch nur die Existenzmöglichkeit für einen Bevölkerungszuwachs errungen wird. Bis jetzt hat jeder große Fortschritt der Produktivität der Arbeit, der größeren Menschenmengen das Dasein ermöglicht, mit der vorübergehenden Verflüchtigung von Arbeitermassen in der einen oder der andern Form erkauft werden müssen. Es gibt Trostgründe für solche, die sich über diesen Lauf der Weltgeschichte betrüben, aber diese Trostgründe liegen nicht auf dem Gebiet der Nationalökonomie. Diese hat genug geleistet, wenn sie die Wege anzeigt, auf denen das materielle Wohl der Gesellschaft gefördert und materielle Schädigungen abgemindert werden kann, und die Richtung, die diese Wege einhalten müssen, so deutlich aufgezeigt zu haben, daß seine eignen Irrtümer leicht vermieden werden können, ist Smiths unstrittiges Verdienst."

Literatur. 1) Schriften A. S.: Vorrede zu Poems on Several Occasions von William Hamilton (1749); in Edinburgh Review: A Review of Johnson's English Dictionary u. A Letter to the Editors (1755); The Theory of Moral Sentiments; or: an Essay towards an Analysis of the Principles by which Men naturally judge concerning the Conduct and Character, first of their Neighbours, and afterwards of Themselves (1759, neue Ausgabe von Henry G. Bohn, Lond. 1853); Considerations concerning the first Formation of Languages and the different Genius of original and compounded Languages, als Anhang zur 2. Aufl. der Theory of Moral Sentiments erschienen (1760, von C. F. Rosengarten 1791 ins Deutsche übersetzt); An Inquiry into the Causes and Nature of the Wealth of Nations (1776; neue Ausgaben von Buchanan, Mc Culloch u. 1869 von Rogers; deutsche Übersetzungen von Schüller 1776, Garve 1793, 96, Wjher 1861, Stöpel 1878 (vom 1. Bb eine verbesserte Aufl. von R. Prager), Löwenthal 1879 u. Max Stirner, hrsg. von Heinrich Schmitt 1910); eine span. Übersetzung von Jose Alonso Ortiz 1794, französ. von Mabet 1788, Garnier 1800, Blanqui 1822); Letter to Mr. Strahan on the last Illness of David Hume (1777); Essays on Philosophical Subjects, posthum hrsg. von Black u. Gutton (1795; meist verfehrt zitiert unter dem falschen Titel Posthumous Essays); Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms, delivered in the University of Glasgow by A. S., reported by a Student in 1763 and edited with an Intro-

duction and Notes by Edwin Cannan (1896). Eine Gesamtausgabe (natürlich mit Ausnahme der letztgenannten Publikation) in 5 Bdn veröffentlichte Dugald Stewart (1815).

2) Biographisches: Die früheren Darstellungen des Lebens Ss gingen meist auf einen 1793 von Dugald Stewart vor der Royal Society gehaltenen Vortrag zurück: Account of the Life and Writings of A. S., in Collected Works of D. Stewart, ed. Hamilton X 5/98. Daneben sind zu nennen Mc Culloch in Treatises and Essays on Subjects connected with Economical Policy, with biographical Sketches of Quesnay, A. S. and Ricardo (1853); A. Ouden, A. S. in der Kulturgeschichte (1874); Bagehot, A. S. as a Person, in The Fortnightly Review, N. S. XX (1876) 18 bis 42; Inama-Steinerg, A. S. u. die Bedeutung seines Wealth of Nations für die moderne Nationalökonomie (1876); Helfferich, A. S. u. sein Werk über die Natur u. die Ursachen des Reichthums der Völker (1877); Stöpel, A. S. im Licht der Gegenwart (1879); Lefer, Aus der Lebensgeschichte von A. S., in Unterjudungen zur Geschichte der Nationalökonomie I, 1 (1881); Neuraht, A. S. im Licht heutiger Staats- u. Sozialanschauung (1884); A. Delatour, A. S., sa vie, ses travaux, ses doctrines (1886); R. V. Galbane, Life of A. S., in Great Writers, ed. Robertson 9 (1887); Walder, A. S., der Begründer der modernen Nationalökonomie. Leben u. Schriften (1890); John Rae, Life of A. S. (1895, das klassischste biograph. Werk); R. Jentsch, A. S., Leben u. Lehre, in Geisteshelden XLIX (1905); W. Fr. Firth, A. S., in der Sammlung English Men of Letters (1905); J. Bonar, Art. S. in Paigraives Dictionary of Political Economy III 412-424.

3. Schriften über das System A. S. a) Allgemeinerer Darstellungen: Blanqui, Histoire de l'économie politique en Europe II (1837) 130/148; Bonar, Philosophy and Political Economy (1893), b. 3, ch. 8; Coffa, Introduzione allo studio dell' economia politica (1892) 307/319; Dühring, Krit. Gesch. der Nationalökonomie u. des Sozialismus (1871) 135/163; Eisenhart, Gesch. der Nationalökonomie (1881) 40/56; Raub, Die geschichtl. Entwicklung der Nationalökonomie u. ihrer Lit. (1860) 417/448; Anies, Die Nationalökonomie vom geschichtl. Standpunkt (1883) 223/229 u. 264-295; R. Marx, Theorien über den Mehrwert, hrsg. von Kautsky I (1905) 126 ff.; Roicher, Gesch. der Nationalökonomie (1874) 593 ff.; Schmoller, Grundriss der allgem. Volkswirtschaftslehre (1904), passim; Walder, Handbuch der Nationalökonomie V (1884) 45/54. b) Monographien: Baumann, A. S. allg. Ansichten über Menschen u. menschl. Verhältnisse, in Philosph. Monatshefte XVI (1880) 385/416; Chevalier, Étude sur A. S. et l'origine de la science économique, in Journal des économistes, 3. Serie XXXIII 8-35; Hasbach, Die philosph. Grundlagen der von François Quesnay u. A. S. begründeten posit. Ökonomie (1890); ders., Untersuchungen über A. S. u. die Entwicklung der posit. Ökonomie (1891); Lefer, Der Begriff des Reichthums bei A. S. (1875); A. Ouden, A. S. u. Immanuel Kant, der Einfluss u. das Wechselverhältnis ihrer Lehren über Staat, Sitte u. Wirtschaft (1877); Price, Economic Science and Practice XII: A. S. and his Relations to recent Economics

(1896); F. Rössler, über die Grundlagen der von A. S. begründeten Volkswirtschaftslehre (*1871); v. Starzjinski, A. S. als Moralphilosoph u. Schöpfer der Nationalökonomie (1878); Zeyß, A. S. u. der Eigennuß (1889). — 1894 erschien mit einer Einleitung von James Bonar A Catalogue of the Library of A. S. [3. Mumbauer.]

Sonntagsruhe. 1. Der Sonntag ist nicht nur eine kirchliche, religiöse, sondern auch eine hochwichtige soziale Institution. Daß dem Arbeiter, der bei teilweise angestrenzter, meist neunbis zehnstündiger und längerer täglicher Arbeitszeit nach sechs Tagen ein hiebt als Ruhetag zukommt, wo ihm Gelegenheit geboten ist, seine Arbeitskräfte wieder aufzufrischen und seine Gesundheit für seinen weiteren Lebensweg zu stärken, dürfte heute wohl kaum mehr jemand leugnen wollen. Wer tagelang ohne Unterbrechung durch einen sonntäglichen Ruhetag als Arbeiter an der Maschine stehen wollte oder müßte, in stetig gleicher, zum Teil abstumpfender Umgebung, der muß auf die Dauer an seiner Gesundheit Schaden leiden und dem Siedtum anheimfallen. Und wo einer so zahlreichen Volksklasse, wie sie unsere Arbeitererschaft in der Industrie, im Handwerk, im Handel darstellt, ein solches Los des ewigen Einerlei beschieden wäre, da müßte auch das allgemeine Volkswohl zu Schaden kommen. Sprechend so allgemeine Rücksichten auf die Gesundheit des einzelnen wie des Volks dafür, durch einen sonntäglichen Ruhetag nach sechs Tagen die Arbeit des Werktags abzulösen, so kommen hier auch noch folgende Momente in Betracht. Der heutige Arbeiter und Angestellte fühlt sich mehr denn je als Mitglied seines Standes und als Staatsbürger. Eine angemessene Vertretung seiner wirtschaftlichen, sozialen und staatsbürgerlichen Interessen macht eine entsprechende Aufklärungs- und Schulungsarbeit notwendig. Wann läßt sich dazu aber eher Zeit und Gelegenheit finden als am Sonntag? Der heutige Arbeiter und Angestellte hat mehr wie der frühere Bedürfnisse des Geistes, einer bereichernden Unterhaltung und Erholung. Vor allem stellt Herz und Gemüt auch seine berechtigten Ansprüche. Als Gatte, als Familienvater will er wenigstens einen Tag seiner Familie leben und sich ihr widmen können, unabhängig von dem Willen eines Dritten. „Was ist es“, so fragte seinerzeit Reichstagsabgeordneter vom 23. Jan. 1889) der Abg. Prof. Hise, „was den Arbeiter verbittert? Der Umstand, daß er vielleicht abends noch zur Arbeit gezwungen ist, zu einer Zeit, wo er sich freut auf sein Heim; daß er Sonntag zur Arbeit gehen muß, während seine übrigen Mitbürger in Sonntagskleidern zur Kirche gehen und sich erholen. Das sind die kleinen Anlässe zwar, aber sie erbittern den Arbeiter und legen den Keim der Unzufriedenheit in sein Herz und führen ihn zur Sozialdemokratie.“ Unter diesem Gesichtspunkt soll die Sonntagsruhe auch sozial ausgleichend und sozial versöhnend wirken und

zugleich dadurch, daß sie Zeit schafft für gesunde heilliche und geistige Erholung, in hervorragendem Maß dem sozialen Fortschritt dienen. Das schließt nicht aus, daß die heutigen Bedürfnisse der Produktion, des Handels und Verkehrs der ungeschränkten Sonntagsruhe gewisse Grenzen ziehen, denen Rechnung getragen werden muß. Sonntagsarbeit sollte aber nur stattfinden, wo sie aus den eben angegebenen Gründen nicht zu umgehen ist, und auch hier sollte man durch bestimmte Maßnahmen, z. B. Schichtwechsel, die Sonntagsruhe möglichst zu erleichtern suchen.

2. Während früher für die Sonntagsruhe im wesentlichen nur religiöse Rücksichten bestimmend waren, traten die sozialen mehr erst mit Mitte des 19. Jahrh. hervor. Ein gesetzliches Verbot der Sonntagsarbeit brachte für die jugendlichen Arbeiter das preussische Regulativ vom 9. März 1839 bzw. die Verordnung vom 9. Febr. 1849, betr. die Errichtung von Gewerbeämtern, die in § 129, Abs. 3 bestimmte: „An Sonn- und Festtagen sowie während der von dem ordentlichen Seelsorger für den Katechumenen- sowie Konfirmandenunterricht bestimmten Stunden dürfen jugendliche Arbeiter nicht beschäftigt werden.“ Für die erwachsenen Arbeiter bestand eine Reihe landesgesetzlicher und polizeilicher Vorschriften, die zudem noch weniger den Zwecken des Arbeiterschutzes als den Gesichtspunkten der Sonntagsheiligung und damit nur indirekt dem Arbeiterschutz Rechnung trugen, dabei sehr verschiedenartig und ungenügend waren. Durch die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 (§ 105, Abs. 2) wurde bestimmt: „Zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen ist, vorbehaltlich der anderweitigen Vereinbarung in Dringlichkeitsfällen, niemand verpflichtet.“ Diese Vorschrift kam dann später auch in den andern Bundesstaaten zur Einführung. Schon damals wurden im Reichstag Anträge auf ein gesetzliches Verbot der Sonntagsarbeit eingebracht; sie scheiterten jedoch wie auch spätere an der damals noch vorherrschenden monarchistischen Stimmung bei Regierung und Parteien. Die weiteren Bemühungen um die gesetzliche Sonntagsruhe wurden hauptsächlich von der Zentrumsparthei betrieben. 1872/73 verlangte sie zu diesem Zweck bezügliche Erhebungen durch das Reich, die dann 1874/75 stattfanden, 1877 in dem sog. Antrag Galen eine Vervollständigung derselben und einen Gesetzentwurf, der an erster Stelle „wirksamen Schutz des religiös-stittlichen Lebens der gesamten arbeitenden Bevölkerung (Sonntagsruhe)“ bringen sollte. Reichstagsmehrheit und Reichsregierung lehnten diesen Antrag ab. Auf eine Interpellation des Zentrums im Jahr 1882 erklärte Bismarck jegliche Einschränkung der Arbeitsfreiheit für inopportun. Noch schroffer bekämpfte Bismarck 1884/85 den Antrag des Zentrums und die auf Grund desselben von der Kommission gefaßten Beschlüsse, jedoch erklärte er sich zu Erhebungen darüber, ob